

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 147.

Montag, 28. Juni

1926.

(21. Fortsetzung.)

Edelsteine.

Kriminalroman von Hans Hyen.

Machdruck verboten.)

Wolf Stark nickte eifrig, wie wohl sein Glaube unsicher blieb. Gehört hatte er ja viel von Hellserei, Telepathie und Ähnlichem. Hatte auch Leute gesehen, die mit erstaunlicher Nervenseinheit die eigenartigsten Experimente ausführten auf diesem Gebiet. Aber das geschah meist für Geld und eine leichte Kontrolle blieb unmöglich. Hier war's ein sehr ernster, wegen seiner Erfolge geschätzter Mensch, der selber alles tat, seine bedeutsame Gabe von jeder Macht loszulösen. Es gab also doch derartiges? . . . Oder spielten auch der Selbsttäuschung bunte Lichter in die Welt der Tathachen und Erinnerungen hinein? Waren's vielleicht doch nur Momente des Wiederauflebens von schon verlorenen Gedächtnisbildern, die der Losgelöste aus dem Bodenlosen aufsteigen jah, ohne zu wissen, daß sie nur in ihm und in seiner Seele schliefen?

Da sagte der Kommissar, als sähe er in des Malers arbeitenden Schädel hinein:

„Ja, die Einwände, die Ihr Geist jetzt erhebt, sind zu naheliegend, zu selbstverständlich und berechtigt. Dazu bedarf es keines telepathischen Verstehens. Sie können ja nichts anderes in solchem Moment denken als die Frage: Besitzt der Mann wirklich solche übernatürliche Gabe oder besteht sie nur in seiner Einbildung? Wie gesagt: die Frage habe ich mir tausendmal selber vorgelegt. Ich habe auch versucht, das auf dem Wege der Ideenassoziation zu erklären. Nach dem Vorbilde des Amateurdetektivs in der berühmten Novelle „Das Verbrechen in der Rue Montagne“ von Edgar Allan Poe. Dieses auf Ideenassoziation beruhende Ableiten der kompliziertesten Gedankengänge ist übrigens der Trick, den Conan Doyle in jeder seiner Geschichten anwendet und mit dem er Hunderttausende verdient hat, während Poe, das Genie, wenn ich nicht irre, in Armut gestorben ist.“

Der Maler nickte:

„Ja, in Armut und im Delirium. In Amerika hat man eine Stiftung für seine Nachkommen errichtet!“

„Ja“, sagte der Kommissar, „aber mit diesem Poeschens Zurückverfolgen der Gedankenträumen hat das, was ich denke oder vielleicht nur fühle, nichts zu tun. Natürlich haben wir Kriminalisten von jener Art des Sherlock Holmes etwas gelernt — und das ist Conan Doyles Verdienst . . . Das, was ich meine, läßt sich nicht lernen. Es ist wahrscheinlich nur Leuten eigen, die einen Hirndefekt haben. Ich beispielsweise habe als Kind stark an Falschheit gelitten. Und es wird sich erst in der Folge zeigen, wie stark die Epilepsie, die ja bekanntlich in Gott weiß welchen Formen — zum Beispiel als reine Gefühlschwankung sichtbar werden kann — wie stark die Epilepsie, sage ich, das ganze Dasein des betroffenen Individuums angreifen und beeinflussen kann, das wird erst eine viel spätere Zeit begreifen lernen . . . Heute ist im Volkswissen, bei Gebildeten, wie Ungebildeten, davon noch keine Spur vorhanden. Das zeigt die Behandlung der kriminellen Frage, wie sie noch in der ganzen Welt möglich ist. Nur ein kleiner Kreis von Wissenden arbeitet an der Materie; die endlichen Resultate werden die Welt einmal in bestämmendes Erstaunen setzen . . . Also wie gesagt, ich habe auch etwas

von dem trüben Geheimnis in mir. So erkläre ich mir meine Seelenwanderungen . . .“

Der Redende hielt inne. Der Maler bat ihn, weiterzusprechen.

„Sie könnten nun fragen, wo ich denn und bei welchem Anlaß ich den untrüglichen Beweis für diese sonderbare Fähigkeit bekommen habe. Ich könnte Ihnen darauf mit einer ganzen Reihe von Fällen dienen. Aber der Argwohn, daß es sich da immer um eine nachträgliche Imagination handelt, ist berechtigt. Man kann den Zweifelnden nie davon überzeugen, daß man das, was später in die Erscheinung trat, lange vorausgesehen hat. Und zwar voraus nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern als leibhaftiges Bild, wie einen Filmstreifen, der sich abrollt und dem die lebte Erfinderkunst auch die Farbe, die Töne, mit einem Wort all die tausend Nuancen des Lebens gegeben hat.

Vielleicht werden Sie sich in der Sache, die wir jetzt gemeinsam verfolgen wollen, selbst überzeugen können. Ich will, was ich sonst nie getan habe, Ihnen sagen, was ich sehe . . . so klar und deutlich sehe, daß ich jetzt nach der Trance noch alles vor mir habe, wie Sie selber da vor mir sitzen . . .“

„Ich sehe einen ziemlich gekennzeichneten Mann, der einen gelben Lederkoffer trägt . . . jawohl . . . einen gelben Lederkoffer . . . Der Koffer scheint schwer zu sein . . . oder vielleicht liegt dieser Eindruck in der Haltung des Mannes überhaupt. Er stellt ihn ab, den Koffer . . . Er sieht sich dann ausspeisend um, als suche er nach einer Sitzelegenheit . . . Geht an den Straßengraben, steigt hinein und setzt sich trock seines eleganten Anzuges auf den Grabenrand . . . Es ist sehr staubig . . . Der Wind wirbelt graue Wolken empor . . . und der Mann hustet . . .“

Der Kommissar, dessen Züge wieder jene Starrheit von vorhin angenommen hatten, schwieg. Seine Stimme war rauh, wie verebbend . . . Dann sagte er mit einer tragen Bewegung seiner Glieder, als kämpfe er mit dem Schlaf, der sich seiner zu bemächtigen drohte:

„Nun wird es Dämmerung wie im Film, wenn die Lichtbatterien plötzlich gestört sind . . . aber es kommt wieder . . . Da, jetzt scheint die Sonne . . . Eine Dorfstraße . . . da geht er . . . grüßt die Leute, die vor einem Gärtnertor stehen . . . die blitzen scheu zur Seite . . . und dann eine Tür, eine grüngestrichene Tür mit von der Zeit blankgeputztem Eisengriff . . . Da hinein verschwindet er . . . Und im Türrahmen dreht er sich um . . . Ich sehe ihn ganz deutlich . . . Über das Gesicht ist nichts weiter als ein blutiges Grinsen . . . nicht zu erkennen . . .“

Die Lippen des Kommissars blieben halb offen. Seine weit geöffneten, starren Augen blickten in die dämmende Helle, die aus ihrem letzten fahlgelben Streifen des Tageslichtes vom Horizont her in das Wagnersfenster drang. Nun fuhr der Zug durch einen Einschnitt im Gelände, rechts und links dunkelte der Erdwall, da war es beinahe finster im Abteil . . .

Den Maler überließ's. Er sah sein Gegenüber nur noch in schattenhafter Kontur. Das Klingeln und Rullen

der Räder gab eine traum schwere Musik und das Schweigen im Coups drückte lastend die Sinne.

Der Kommissar sprach wieder; er murmelte erst unverständlich.

Der Maler strengte sein Ohr an. Und als gehörte die Seele des Schauenden dem heischenden Willen des Künstlers, redete sie deutlicher:

„Er geht durch das Dorf . . . und . . . der Mond scheint . . . Nachtigallen schlagen in einem Hain, der mit hohen Bäumen über einem See bis in den hellen Himmel ragt . . . Es rauscht und plätschert . . . Eine Wassermühle . . . und dann um eine Wegbiegung, über die kleine Brücke . . . Das Dorf schlängt . . . ein Hund bellt und reißt an der Kette. Da bleibt er stehen und bückt sich . . . Er nimmt, über den Zaun gelehnt, ein paar Blumenstücke . . . Es sind Rosen . . . er läuft laufen . . . mehrere . . . Jetzt haben sie ihn . . . er wehrt sich . . . sie halten ihn und reißen ihn fort . . . es wird . . . es wird . . . ganz dunkel.“

Der Zug ging wieder über ebenes Land. Noch ein letzter Tageshimmer spielte ins offene Fenster.

Der Kommissar war ganz wach.

„Habe ich Sie erschreckt?“ fragte er. „Solche Dinge werden von manchem schlecht ertragen.“

„Aber nein! Durchaus nicht! Ich bin nur sehr überrascht. Danach könnte man sich ja fast ein ganz klares Bild von den Verhältnissen machen, in denen der Mörder lebt . . .“

„Ja . . . nur . . . es gibt viele Dörfer . . . und Seen . . . und Landschaften. Ich habe in meinem ersten Wachtraum vorhin sogar noch mehr gesehen. Ich sah ihn in einer Bauernstube stehen . . . ein ganz alter, schwechhöriger und wohl schon geistig ganz stumpfer Mann, der sein Vater sein möchte, und ein Landnärrchen, ein derbes flachsblondes Geschöpf in Arbeitskleidung, die redeten aufgeregt und laut mit ihm. Das Gesicht des Mädchens war mir auch ganz klar, das des Alten schon weniger, und wenn sich auch alles in mir anstrengte, ihn selbst zu erkennen, da war immer nur die wie durch einen Blutschleier grinsende Fratze . . .“

„Vielleicht“, meinte der Maler, „ist das alles nur das Resultat einer bei Ihnen enorm gesteigerten Einbildungskraft und eines ins Fabelhafte erhöhten Kombinationsvermögens . . . Steht nicht in dem Brief, den Sie mir vorhin zeigten: „Ich sitze hier auf meinem Käff und langweile mich.“ Da ist 'm Ende der Drehpunkt . . . oder meinen Sie nicht?“

„Es kann sein. Jedenfalls habe ich schon Dinge gesehen, die mich meinem Ziel in vielen Fällen nähergebracht haben. Mit dem, was Sie gehört haben, fügt sich noch wenig anfangen. Aber da ist schon Berlin. Sind Sie sehr schlafbedürftig?“

„Oh, nein, ich brauche auch mal gar nicht zu schlafen, das macht nichts!“

„Das könnte heute zutreffen. Ich bin nämlich gern hinter einer Spur her, solange sie noch warm ist. Und ich glaube bestimmt, der Verbrecher hält sich vorläufig in Berlin auf.“

„Wieso?“ fragte der Maler. „Meinen Sie, daß er in Berlin den Arzt konsultieren wird?“

Der Kommissar nickte lebhaft:

„Das einmal — und dann hoffe ich, daß er irgend welche Bekanntschaft da hat. Vielleicht auch einen Hehler, dem er die Steine zu verkaufen versuchen wird — oder — wenigstens einen Teil davon.“

„Glauben Sie das?“

„Ja, denn die Edelsteinsammlung ist für ihn ein stets drohender Verräter. Er kann sie in einem Koffer verschließen. Er kann sie vergraben — nirgends wird sie ihm Ruhe lassen. Er müßte denn ausgerechnet ein Maniakale sein, der für solch blichendes, funkelndes Zeug eine Leidenschaft hat.“

„Sie meinen, wie der Goldschmied in Madame Scudery“ von E. T. A. Hoffmann?“

„Ja, das gibt es häufiger, als man meist annimmt. Schließlich ist es auch nur die Leidenschaft für Kleinodien, die den reichen Mann dazu bringt, mit Niesenopfern solche Sammlung anzulegen.“

„Und dann verkauft der Mörder sie nicht, glauben Sie?“

„Später wohl auch. Die Steine sind für ihn, wie gesagt, zu gefährlich. Auch wird das mitgeraubte Geld ja mal alle! Solche Menschen gebärden sich wie sinnlos, wenn sie die Tasche voll haben; dadurch verraten sie sich oft.“

Der Zug fuhr jetzt langsamer. Überall erglommen und blitzen aus der Finsternis Lichter. Die Häuserblocks wuchsen schwarz und gigantisch ins lichte Firmament, an dem die Sterne erglänzten. Und der hohe Ton der ihre Arbeit beendenden Stadt schallte dem Zug weit entgegen.

Die Reisegefährten nahmen ihre Taschen aus dem Netz und aus dem Zug steigend versanken sie in dem grauen, brodelnden Strom der Menschen, die den Bahnhof füllten. (Fortsetzung folgt.)

Die süße Kammer.

Humoreske von Wilhelmine Baltinester.

Trudi und Hans hatten ihren ersten Bank gehabt, wodurch die rosig Zeit ihres Brautstandes in den ernstesten zweiten Alt hinaufdrückte. Trudi hockte verweint auf der Ofenbank und wollte der halbtauben Großmutter ihren Kummer ins Ohr schreien, um zu hören, daß nur sie allein im Rechte sei. Aber Großmutter hatte an diesem Unglücksabend wenig Zeit für die Dornen am Rosenstock der jungen Liebe. Sie hatte anderes im Kopf. Wirtschaftssorgen, die waren ihr immer am wichtigsten. Großmutter betrieb einen Handel mit Honig und eingelochten Früchten, die in Glassiegeln, sauber mit weißen Papiermücken bedeckt, in einer schmalen Kammer standen. Von dort aus wurden die wundervollen Erzeugnisse den Kunden verkauft, die aus allen Tälern und von den höchsten Bergköpfen kamen, weil Großmutters süße Früchte weit und breit berühmt waren. Den Schlüssel zu der „süßen Kammer“ wie Seppi, Trudis halbwüchsiger Bruder, die Kammer nannte, hielt die alte Frau immer bei sich; denn sie kannte die Gelüste ihres Entschobnes. Nur Trudi, die nicht genächtig war, durfte, wenn die Alte sich wegen ihrer Gicht einmal nicht aus dem Lehnsstuhl erheben konnte, in die Kammer gehen, um den Käufern das Gewünschte zu geben. In den letzten Tagen waren freche Diebstähle verübt worden. Ein Glas mit süß eingemachten Nüssen, ein Meisterwerk der Großmutter, war verschwunden, andere zeigten bedenkliche Inhaltsverminderung und beschädigte, eilig aufgestülpte Papierkäpfe. Kein Zweifel, es war ein Dieb im Hause. Solches litt Großmutter nicht. Sie trautete es ihrem Entschobne zu, daß er imstande sei, ihr die süße Ware in wenigen Tagen aufzusessen. Sie lebten ja nicht gerade vom Verkauf dieser eingekochten Früchte, aber der Erlös war immerhin ein schöner Zuschuß zum Ertrag des Grundstückes. Großmutter war ein bisschen vergesslich geworden in den letzten Jahren. Mein Gott, achtundsechzig war ein nettes Alter; kein Wunder, wenn man die Zügel etwas loser hielt und die beiden Kinder, die man seit dem frühen Tode ihrer Eltern im Hause hatte, weniger streng bewachte. Wahrscheinlich war sie nach dem Mittagessen eingenickt und Seppi, der Richtsnutz, hatte ihr den Schlüssel zur süßen Kammer aus der Tasche des verblichenen wattierten Zäckchens gezogen. „Wart' nur!“ murmelte Großmutter anstatt das Lamento der verweinten Braut anzuhören. „Wart' nur, wenn ich dich erwische! Dann bleibst du die ganze Nacht in der süßen Kammer eingesperrt!“ Trudi wußte nicht, wohin mit ihren Tränen. Großmutter hörte nicht auf sie, und Seppi, der Lausbub, konnte noch kein Verständnis dafür haben; übrigens verursachten ihm Liebesachen immer ein brüllendes Ge lächter. „Mach jetzt ein End mit dem Geheul!“ befahl die Großmutter. „Hier ist der Schlüssel zur Kammer, sähl' mir die Tiegel genau nach! Rechts oben müssen vierzig Honigtiegel sein, darunter die eingekochten Kirschen, fünfzig Tiegel, wenn ich nicht irre. Links dann sechzig Gläser Zwischen und ebenso viele Nüsse. Und wenn du mit dem Zählen fertig bist, werre zu und komme herein; ich muß genau wissen, wie viel der Lausbub gefressen hat!“

Trudi nahm eine Kerze und ging in die Kammer; dort konnte man wenigstens schön weinen. Sie war eben beim neunundfünfzigsten Zwischenriegel angelangt, als jemand in der Tür erschien, diese hinter sich schloß und einen Kußversuch machte. Hans war's ihr Bräutigam; drei Tage lang hatte er sich nicht blenden lassen, aber nun hatte es ihn doch vertrieben. Trudi stieß ihn wütend zurück:

„Jetzt kommst? Was bild'st dir ein? Meinst vielleicht, ich bin ausgehungert, was? Aber ich mag dich nicht mehr, kannst gleich wieder geben! Adies!“

"Wenn du mich jetzt fortlässt, komm' ich bestimmt nie mehr's rück!" drohte er.

"Das sollt auch nicht! Ich brauch' dich nicht, ich mag dich nicht, geh' doch schon!"

"Sag' amal" fragte der Bursche ruhig, "warum weinst du denn beim Schimpfen? Mir scheint, Trudl, du lügst. Du willst ja gar nit, daß ich geh'; du hast mich ebenso gern wie ich dich!"

"Naa! Fällt mir nicht ein!" Sie riss sich aus seiner Umarmung und zählte mit schnappender Stimme weiter: "Sechzig Tiegel. Jetzt komm'n die Nüsse."

"So sag' doch die Nüsse und schau mich an! Soll ich wirklich geh'n?"

So suchten sie ihn weiter, den zärtlich-wütenden Liebeskrieg.

Drinnen in der warmen Küche sing Großmutter zu gähnen an. Warum sollte man eigentlich nicht schlafen geben? Alles war besorgt. Ja, wo stand denn das Mädel? Ach so, raunzen tat die, weil der Bräutigam nicht gekommen war. Großmutter stand in ihrem Alter schon weit weg von Liebessachen; deshalb nahm sie den Herzesskummer der Enkelin nicht ernst. Wo die Trudl nur steckte? Hatte sie ihr nicht irgend einen Auftrag gegeben? Was für einen nur? Ach, diese dumme Vergeßlichkeit. Aber nun war Schlafenszeit. Das Mädel lag wohl bereits im Bett und weinte die Kissen nass. Würde sich auch geben; in der Frühe kam die Sonne. Großmutter gähnte noch einmal und lebte sich nach der warmen Weichheit ihres Federbettes. Gewohnheitsmäßig hummelte sie mit einer Kerze in der Hand durch das Haus und verriegelte Türen und Fenster. Was war das? In der süßen Kammer brannte Licht? Bravo! Jetzt hatte sie den Misseläter Ohrfeigen nützen nicht mehr, gut. Man mußte also ein Gewaltmittel anwenden, und zwar gleich Draußen an der Tür stieß der Schlüssel, sie drehte ihn leise um, zog ihn ab und versenkte ihn in der tiefen Rocktasche. Niemand hatte sie gehört, denn sie ging auf weichen, dicken Filzantoffeln. Vergnügt war sie sich ihrer Grausamkeit bewußt; denn der Nachter dort drinnen würde nach den verbotenen Früchten durstig werden und ohne Wasser die ganze Nacht verbringen: das sollte ihm eine Lehre sein, daß die süße Kammer zuweilen auch eine Folterkammer sein kann. Einen Augenblick lang blieb Großmutter noch sinnend vor der Tür stehen. Wenn er nur nicht zu viel naschte! . . . Aber man mußte es einmal wagen. Er würde einen gehörigen Magenklopf bekommen, daß ihm die eingemachten Früchte für alle Zeiten zu wider werden müsten. In großer Zuversicht stieg sie zu ihrer Schlaftürmer ins Obergeschoss hinauf.

In der süßen Kammer war die Aussprache der Brautleute so weit gediehen, daß nach erbittertem Wortkriege kurzer Waffenstillstand eintrat, den die Braut aber brach, so daß sich Hans endlich schweren Herzens entschloß, doch zu gehen. Er war erstaunt, die Tür zugesperrt zu finden. "Gib den Schlüssel her!" sagte er rauh. "Ich hab' ihn doch nicht!" erwiderte das Mädel mürrisch. Er stieß außen! — Hans rüttelte an der Tür. "Zugesperrt!" — Aber das gibt's doch nicht! meinte das Mädel und rüttelte auch. Doch die feste Tür gab nicht nach. "Das ist aber schön! Den Witz kann sich nur der Seppel gemacht haben!" rief Trudi sornia. Aber der kriegt's morgen, daß er eine Woche lang nicht sitzen kann! — "Das hilft uns jetzt aber nicht!" murkte Hans. "Was haben wir denn davon, daß er eine Woche lang nicht sitzen kann, wenn wir jetzt eine ganze Nacht hier sitzen müssen?" — Trudl war beleidigt, weil er es so entsetzlich fand, eine ganze Nacht mit ihr eingesperrt zu sein — "Klopft halt!" lagte sie gleichmütig. — "Klopft!" wiederholte er höhnisch. "Deine Großmutter schlält wahrscheinlich und ist taub. Und der Seppel schlägt wohl wie a Biß. Den weißt nicht amal die Sturmglööön!" — Jetzt wurde auch das Mädel unruhig. "Ja, hat denn die Großmutter vergessen, daß ich in der Kammer bin? Sie muß doch kommen und mich holen!" wunderte sie sich. Über dann fiel ihr ein, wie gedächtnisschwach die alte Frau in der letzten Zeit geworden war; es hatte sich kürzlich das Wunderliche zugetragen, daß die Großmutter vergaß, ihren Kaffee zu trinken, was ihr noch nie geschehen war. — "Na also, richten wir uns halt g'mülli ein!" meinte Hans, zog einen kleinen Schmetzler, warf sich darauf, nahm seine Peitsche aus der Tasche und stieß sie in Brand. Dan rückte er ein wenig zur Seite und jagte gnädig und mit einer Frosigkeit, in der noch der Groß des Kampfes nachzitterte. "Kannst dich aa daher sezen, is Platz für zwei." — Schmal war es; man konnte die Füße kaum austrecken. Stumm hockten sie nebeneinander. Die Kerze brannte niedher. Sie schwiegen im Dunkeln verbissen weiter. Beide waren noch zu heftig, beide in der Liebe noch zu unerfahren, um zu wissen, daß man nur so lange glücklich liebt, als man den anderen recht behalten läßt.

Mitternacht war's, da stand Großmutter, alter Gewohn-

heit gemäß, auf und beutete die Kissen. Das tat sie seit vierzig Jahren in jeder Nacht; dann schließt man besser weiter. Trudl kannte diese Gewohnheit, deshalb umarmte sie, als sie die Kirchenuhr zwölfe schlagen hörte, mit beiden Händen an die Kamertür. Großmutter's halbtäube Ohren hörten nur ein schwaches Pochen. "Wird wohl ein Gewitter kommen!" meinte sie und warf sich, nach Art alter Leute ächzend, wieder ins frachende Bett, sog das warme Federbett behaglich über die Ohren und schlief von neuem ein. Am Morgen ließ sie sich Zeit, trank den Kaffee und ging dann schön langsam zur süßen Kammer. Auf dem Wege dahin traf sie Seppel, der sich halbangesogen und gähnend herumtrieb.

"Woher kommst denn du?" fragte sie außer sich.

"No, aus'm Bett!" war die Antwort.

Großmutter bekam ein Zittern in den Beinen. Mit fliegenden Händen sog sie den Schlüssel aus der Tasche und sperrte die süße Kammer auf. Da sahen auf dem Schmetzler Hans und Trudl und hatten endlich, in letzter Minute, die Gott erzählte Versöhnung bei einem Kusse gefeiert. Seppel, der Liebesleute immer urkomisch fand, brüllte vor Lachen. Großmutter war blaß geworden. Trudl und Hans sahen langsam und mit steifen Beinen herzu.

"Wer hat uns denn eingesperrt?" fragte Trudl geärgert, aber ohne die Hand des Bräutigams loszulassen.

Großmutter wollte sich nichts vergeben, sie war sofort Herrin der Lage; brauchten die Grünschnäbel denn zu wissen, wie vergehlich sie war? "Na, ich hab' euch eingesperrt!" sagte sie seelenruhig. "Ich wollt euch amal Zeit geben, euch in Ruhe ordentlich auszusprechen. Sonst hätt' die Santerei noch ein Jahr dauern können!" Dann blickte sie in die Kammer. Es schien nichts zu fehlten, die beiden hatten nicht genascht; das nahm sie für sie ein. "Kannst gleich bei uns Kaffee trinken, Hans!" sagte sie freundlich. Auf Seppel, der grinsend dastand, warf sie einen bösen Blick; der Bub stellte die Hände in die Hosentaschen und läßt. — "Geh' in die Kammer und lämm' dir dein' zerraust'n Schoß!" schrie ihn die Großmutter an. Dann hummelte sie in die Küche.

Die beiden Neuverliebten fragten sich hinter ihrem Rücken leise, ob es wirklich Absicht oder doch Vergeßlichkeit der Alten gewesen war, die sie zur Versöhnung in die süße Kammer gesperrt hatte.

Nord und Süd.

Von Ernst Verhaüser-Soest.

Wenn wir auf der Karte die Lage verschiedener Ortschaften unserer Erdgugel hinsichtlich ihrer geographischen Breitenlage vergleichen, so müssen wir oftmals unsere Anschaufungen ändern. Wenn zum Beispiel die Frage gestellt würde: Welche Stadt liegt nördlicher, Berlin oder London? —, so würde vermutlich mancher sich ohne Zögern für London entscheiden, während in Wirklichkeit die deutsche Hauptstadt einen ganzen Breitengrad nördlicher liegt als die englische. Auf dem Londoner Breitengrund liegen ungefähr Dortmund, Halle und Leipzig. Vor allem begegnen wir gern Drentfleiter, wenn wir unsern Erdteil mit Amerika vergleichen sollen, da wir die ungewöhnliche Ausdehnung der neuen Welt leicht unterschätzen. Wenn wir von Kanada sprechen, so denken wir gleich an Nordvoornähe und in Wirklichkeit wird ja auch die Nordküste vom nördlichen Eismeer beschüßt, und der magnetische Nordpol liegt auf der kanadischen Insel Boothia. Um so mehr ist man gewöhnlich erstaunt, wenn man feststellen muß, daß die bekanntesten kanadischen Städte weit südlicher liegen als unsere eigenen Behauungen; so liegt Montreal in der Breite von Mailand, Halifax von Bordeaux, Quebec von Bern.

Ahnlich ist es mit unserer Anschaufung bezüglich der Vereinigten Staaten. Manchen wird es wundernehmen, daß Chicago vom Nordpol und vom Äquator genau so weit entfernt liegt wie Rom, New York, wie Neapel oder Madrid, Washington, wie Lissabon.

Bergleichen wir dagegen in Gedanken Südamerika hinsichtlich seiner Breitenlage mit Afrika oder Asien, so verfallen wir leicht in den entgegengesetzten Fehler, indem wir die südamerikanischen Orte zu weit nach Norden verlegen. Oder ist es für jeden ohne weiteres selbstverständlich, daß das Kap der Guten Hoffnung auf ungefähr dem gleichen Breitengrund liegt wie die argentinische Hauptstadt Buenos-Aires, oder daß Windhuk, die Hauptstadt unserer früheren Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika, dieselbe Südlage hat wie die brasilianische Hauptstadt Rio de Janeiro? Betrachten wir Asien! Die südlichsten Ausläufer dieses Erdteils liegen etwa auf der Breite der südamerikanischen Nordküste. Die mittelamerikanische Stadt Mexiko hat ungefähr die gleiche Lage wie die indische Stadt Bombay.

Es ist auch von einem Interesse, die Breitenlagen der

nördlichen und südlichen Halbkugel (mit dem Äquator als Scheide) zu vergleichen. Auch da werden wir mitunter unsere Ansicht berichtigten müssen. Bekanntlich werden die Breitengrade südlich des Äquators genau wie auf der nördlichen Hälfte nach den beiderseitigen Polen zu gezählt, so daß man bei der Breitenangabe eines Ortes immer gleich seine Entfernung vom Nord- zum Südpol ersehen kann (90 Grad — Breitengrad). Bei solchen Vergleichen neigen wir leicht dazu, Stellen der südlichen Halbkugel für polnäher zu halten als die entsprechenden der nördlichen. Der Breitenlage Australiens (des „Süd-Landes“) entspricht etwa das Gebiet zwischen dem Nordrande unserer Kolonie Kamerun und der Halbierungslinie von Spanien, das heißt mit anderen Worten: vom südlichsten Kap Australiens bis zum Südpol wäre es ungefähr genau so weit wie von Lissabon bis zum Nordpol. Der entsprechende Vergleich würde für die Doppelinsel Neu-Seeland das Gebiet zwischen der Mittelmeerinsel Malta und der Schweizer Bundeshaupstadt Bern ergeben, für Kapstadt den marokkanischen Kriegsschauplatz, für die südlichste Insel Südamerikas Feuerland, unsere heutige, seit 1919 verschobene Grenze gegen Dänemark.

Der Grund für unsere Neigung, hinsichtlich dieser Lagen anderer Ansicht zu sein, liegt in der Tatsache, daß sich zum Nordpol die Landmassen viel näher herandrängen als zum Südpol, so reichen die nördlichen Festländer von Asien und Amerika bis über den 70. Grad nördlicher Breite, die vorgelagerten Inseln Grönland, Grönland und Spitzbergen sogar bis zum und teilweise über den 80. Grad, während die südlichsten Ausläufer Amerikas nicht einmal den 60. Grad südlicher Breite erreichen, ganz abgesehen von den Südspitzen Afrikas und Asiens, die noch weit nördlicher liegen.

Einen merkwürdigen Gegensatz dazu bieten die Ergebnisse der bisherigen Polforschungen, wonach der Nordpol selbst im Wasser, der Südpol dagegen auf festem Lande liegt. Der Norweger Amundsen stellte im Dezember 1911 fest, daß der Südpol auf einem 3200 Meter hohen Plateau liege, während der Amerikaner Peary bei seinen im April 1909 am Nordpol vorgenommenen Eortungen noch bis 9000 Fuß (rund 3000 Meter) noch keinen Grund fand, worauf auch Wilhelm Cremer in „Die Entdeckung des Erdalls“ hinweist. Diese Polforschungen könnten fast zu der Vermutung Anlaß geben, daß der Nordpol genau so tief unter dem Meeresspiegel (hier besser: Eispegel) läge wie der Südpol darüber.

Drei Jagdgeschichten.

Von Karl Bütge.

Vom „ollen Ebersberg“ gehen zahlreiche Geschichten in unserer guten Stadt um — sotologische vor allem; doch auch sonst mancherlei Schnurren und Possen, die eines Stadtoriginals durchaus würdig sind.

Da man die Geschichte mit dem Jagdschein mit Vorliebe bei uns erzählt, so sei sie zur Charakterisierung des alten Harscher Originals an den Anfang gestellt:

Der alte Ebersberg befand sich einmal mit einem Bekannten auf der Jagd, als gerade in dem Augenblick, wo der Jagdgenosse Ebersbergs einen Hasen geschossen hatte, ein Feldgendarm auftauchte.

„Verdamm“ rief da der Begleiter Ebersbergs, „und ich hab' keinen Jagdschein!“

„Das ist mich ja ne schöne Geschichte“, polterte Ebersberg. Doch er beruhigte sich rasch und rief: „Da bleiben Sie man hier auf'n Feste stehen und riß'n sich nicht.“

Ebersberg selbst stürzte, ehe sich's der andere versah, auf den Hasen zu, nahm ihn auf und eilte mit ihm querfeldein. Der Gendarm rief „Halt!“ und eilte hinunter dem Flüchtenden drein — und da sich Ebersbergs lange Beine nicht sehr rasch von den Aderholzen lösten, so hatte er den Ausreißer bald beim Schlafittchen und donnerte ihm ein „Mitskommen!“ ins Gesicht.

Der Hase wurde Ebersberg abgenommen.

Ebersberg folgte dem Feldgendarmen bis zum Rathaus von A. Dort stieß er seinen Jagdschein und bat sich seinen Hase mit einem „Schön' Danl auch für's Tragen!“ wieder aus — und stießte vergnüglich davon.

Mit einem anderen Bekannten hatte Ebersberg verabredet, daß er die Fahrkarte für ihn nehmen wollte, da der Wadere früh selbst bei einem Jagdausflug die Zeit zu verschaffen pflegte. Richtig kam der gute Freund auch diesesmal erst an, als das Harsbähnle schon zu fahren, dimmeln und schnaußen begonnen hatte. Das Schnaußen setzte der Wärtling im Abteil fort und stöhnte mittendrin plötzlich ärgerlich auf, daß er eine Fahrkarte zu lösen vergessen habe.

Ebersberg suchte die Vergeblichkeit des Freundes; er

erinnerte ihn darum nicht an die Vereinbarung und bedauerte ihn dagegen nur scheinheilig.

Da der Jagdfreund zu knifflig war, um Strafe zu bezahlen, blieb ihm nichts anderes übrig, als Ebersbergs Rat zu befolgen und unter die Bank zu kriechen, um den knipsenden Schaffner vorüber zu lassen. Wenn die Heizung unterm Bauch des geflümmelten Fahrgastes nicht so heiß gewesen wäre, dann hätte auch alles schön geklappt. Doch Ebersberg, der den Schaffner zu kennen schien, sprach zu allem Überfluß langes und breites mit dem Beamten, und der Unglückliche auf den Heizungsröhren briet währenddessen bei nahe braun.

Endlich der Schaffner: „Die Fahrkarte, bitte, Herr Ebersberg! — Aber, das stimmt doch nicht — das sind ja zweie! Beidemale einfahrt?“

„Ja, die annere is für mien Freund, der wärmt sich bloß da ungern (unten) en häppchen (bisshen)!“ *

Wenn Ebersberg Geschichten, insonderheit Jagdgeschichten, erzählte, dann wurde es schwerm. Mit Vorliebe erzählte er sein lebensgefährliches Abenteuer auf der Jagd. Da legte er ordentlich los, schilderte in aller Breite die Schwierigkeiten beim Aufspüren, das Klettern über Stoß und Stein und landete schließlich bei einer ergiebigen Schilderung des gefährlichen Wildes. Meist war es ein Rehler von überlebensgröÙe, der auf ihn zugeschossen kam, so daß nur noch größte Kaltblütigkeit den Jägersmann retten konnte.

„Ja, da kam mich das Schwien an — ich runnen mit die Flinten an die Wade — da fällt es mich ein, daß ich alle Patron' schon verschossen habwe. Was nun dann? Lange überlegen war nich — da hab' ich einfach den Stummel von meiner Zigarre in'n Lauf geschnoben und los'schoten. Was denken Se sich, das Viech is mich doch richtig getroffen, leicht da miß'n schönen Schuß! — Nun wär'n Se mich das nich glaub'n, wenn ich das so erzähle — aber es war nämlich eine Schubzigarre (Ausschüßzigarre)! Dodrum!“

Welt u. Wissen

Die letzte Witwenverbrennung in Indien. Ein Fall religiösen Fanatismus, der sich vor einiger Zeit in Kaschmir, dem britischen Vasallenstaat in Ostindien ereignete, hat die Engländer bestimmt, ein Gesetz zu erlassen, das die einem uralten religiösen Überglauken huldigenden Fanatiker mit schwerer Strafe bedroht. Der neueste Schritt der Engländer in dem Kampf gegen den indischen Fanatismus gibt Gelegenheit, an die letzte Witwenverbrennung groben Stils zu erinnern, zu der der Tod des Radjabs Suthei Singh von Kaschmir Anlaß gegeben hat. Die tausendjährige Überlieferung des Landes verlangte, daß die Frauen der verstorbenen Fürsten ihrem Herrn und Gebieter in das Nirwana folgten. Diese als Sutti bezeichneten Witwenverbrennungen waren zwar schon im Jahre 1829 durch den Generalgouverneur Ostindiens, Lord Bentinck, verboten worden, was aber nicht hinderte, daß in den entlegenen Vasallenstaaten immer wieder die Scheiterhaufen auf denen die Witwen lebendig verbrannt wurden, aufzoderen. Beim Tode des oben erwähnten Suthei Singh waren auf einmal 150 Frauen seines Harems dem Scheiterhaufen übergeben worden und dort eines qualvollen Todes gestorben. Wenige Tage später sprach es sich herum, daß Suthei Singh auf dem Land noch einen zweiten Ergänzungsbarem unterhalten hatte, in dem fünfzig junge Mädchen für ihren zünftigen Beruf im Haushalt vorgebildet wurden. Die Priester hatten sofort die unglücklichen Mädchen ergreifen lassen, und zum zweitenmal loderte eine Riesenfadel zu Ehren der weiblichen Treue auf. Es war allerdings der letzte Fall dieser barbarischen Geßlogenheit, der im Rahmen einer offiziellen Leichenzier stattfand. Dennoch kamen insgeheim immer noch Witwenverbrennungen vor; man hofft, durch das neue Gesetz diese grausige Sitte unterdrücken zu können.

Radio und Rundfunk

Die Zahl der Rundfunkhörer im Deutschen Reich. Die Teilnehmerzahlen des Rundfunks in Deutschland erreichten am 1. Juni einen Stand von 1 261 734 bei der Post angemeldeten Rundfunkhörern (also ohne die „Schwarzhörer“). Es ist eine Zunahme im Monat Mai von insgesamt 24 668 Rundfunkhörern zu verzeichnen. Nachfolgend die Teilnehmerzahlen der einzelnen Sendebereiche nach dem Stand vom 1. Juni 1926: Berlin 540 022, München 95 019, Stuttgart 31 768, Hamburg 165 478, Münster i. W. 118 135, Frankfurt a. M. 85 329, Leipzig 181 423, Breslau 75 705, Königsberg i. Pr. 17 860.